

Basler Missionsstudien.

Heft 12.

Der
Buddhismus in China.

Eine religionsgeschichtliche Studie

von

Missionar Ch. Piton.





Basel 1902.
Verlag der Missionsbuchhandlung.

Basler Missions-Studien.

Heft 12.

Der Buddhismus in China.

Eine religionsgeschichtliche Studie

von

Missionar Ch. Piton.



Basel 1902.

Verlag der Missionsbuchhandlung.

Der Buddhismus in China.

Eine religionsgeschichtliche Studie.*)

I.

Die Einführung des Buddhismus in China ist eine wohl einzig dastehende Thatsache in der Geschichte der Religionen der Welt. Nirgends wird uns sonst erzählt von einem mächtigen Fürsten, welcher Gesandte in ein fremdes Land abgeschickt hätte, um eine neue Religion für sein Volk zu suchen. Dieses außerordentliche Ereignis ist uns berichtet in den Annalen des Reichs der Mitte. Es findet sich verzeichnet unter dem achten Regierungsjahr des Kaisers Ming-ti von der Han-Dynastie, welches übereinstimmt mit dem Jahr 65 christlicher Zeitrechnung. Wir lesen daselbst folgenden Eintrag:

„Winter. Zehnter Mond. Nachdem der Kaiser Gesandte nach Indien geschickt hatte, um das Gesetz Buddhas zu holen, brachten dieselben bei ihrer Rückkehr Bücher dieser Religion und den Schamanen Schi-mo-teng mit. Bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt wies man diesem letztern den Palast Hung-lu als Wohnung an."

Aus andern Quellen erfahren wir, wie Ming-ti dazu kam, solchen Schritt zu thun. Es war ihm im Traum eine zehn Fuß hohe goldene Statue erschienen. Bei seinem Erwachen erzählte er das Gesicht seinen Höflingen, welche sich dahin aussprachen, daß es wohl der heilige Buddha gewesen sein müsse, der ihm erschienen

---

*) Die meisten geschichtlichen Data in dieser Studie sind folgenden zwei Werken entnommen: Chinese Buddhism von Edkins, London 1880, und Buddhism in China von T. Watters in Chinese Recorder, Foochou 1870.

sei, als ein Anzeichen, daß er dessen Kultus in seinem Reich einführen solle.

Bis zu jenem Zeitpunkt war die Religion des Çakiamuni nur durch Hörensagen in China bekannt gewesen. Doch scheint einmal ein goldenes Bild des Religionsstifters seinen Weg nach diesem Land gefunden und daselbst großes Aufsehen erregt zu haben. Ming-ti hatte wohl Kunde davon erhalten und sein Geist war selbst im Schlaf damit beschäftigt. Seine Höflinge, oder auch nur der eine oder andere unter ihnen, mochten schon für die indische Religion günstig gestimmt gewesen sein, und so lag es ihnen nahe, den Traum ihres kaiserlichen Herrn in der angegebenen Weise zu deuten.

Um aber zu verstehen, wie die Ankunft des goldenen, einen fremden Heiligen darstellenden Bildes in China eine solche Bewegung der Geister verursachen konnte, muß eine eigenartige Stimmung unter der Bevölkerung vorausgesetzt werden.

Man versichert, daß zur Zeit der Geburt Christi im Orient — dem Westen vom Standpunkte Chinas aus — das Gefühl allgemein verbreitet gewesen sei, daß in nächster Zeit eine in religiöser Hinsicht wichtige Persönlichkeit erscheinen werde, etwas wie ein Erlöser gleich dem, der in der Krippe zu Bethlehem das Licht der Welt erblickte. Sollte dies Gefühl sich auch in China bemerkbar gemacht und den Kaiser veranlaßt haben, seine Gesandtschaft nach Indien abzuschicken? Sollte dieser ungewöhnliche Schritt ähnlich sein demjenigen, welchen die Weisen aus Morgenland thaten, als sie in Jerusalem erschienen mit der Frage: „Wo ist der neugeborne König der Juden?"

Die Gesandten, welche mit dem kaiserlichen Auftrag in den Gangesländern betraut worden waren, hießen: Tsai-jin und Tschin-tsching. Sie kehrten zurück mit einem Sutra*) und Abbildungen des Buddha. Zugleich kamen mehrere Mönche, unter welchen Kaschiapmadanga (in chinesisch: Schi-mo-teng) der hervorragendste war. Der mitgebrachte Sutra wurde sofort ins Chinesische übergetragen, und von

*) Sutra heißen die heiligen Schriften des Buddhismus; sie bestehen meistens aus Reden des Stifters derselben.

da an erschallten in dieser Sprache Anrufungen, gerichtet an den indischen Heiligen, der nunmehr der Gegenstand einer götzendienerischen Anbetung wurde.

* * *

Welches war der religiöse Stand des chinesischen Volkes in damaliger Zeit?

Der Kultus des Schang-ti, des „höchsten Gottes,"*) den ohne Zweifel in den ältesten Zeiten das gesamte Volk übte, war, durch eine eigentümliche Anwendung des politisch-hierarchischen Prinzips auf das religiöse Gebiet, ein ausschließliches Vorrecht des Kaisers geworden. Man hatte es schicklich gefunden — wie es heutzutag noch der Fall ist — daß derjenige, welcher — nach der ursprünglichen Anschauung der Chinesen — hienieden über die ganze Erde herrscht, auch allein würdig sei, seine Verehrung demjenigen darzubringen, welcher im Himmel über die ganze Erde seine Allmacht ausübt. Die Vertreter des Kaisers in den verschiedenen Landesteilen verehrten ihrerseits die diesen Gebieten vorgesetzten Geister, wie dies heute noch von den Mandarinen aller Grade geschieht. Die Häupter der Familien beschränkten sich darauf, ihre Anbetung ihren Vorfahren angedeihen zu lassen und sich dadurch ihres Schutzes zu versichern.

Der gesellschaftlichen Stufenleiter auf Erden entspricht also eine ähnliche Stufenleiter im Himmel, und die Menschen jeder Sprosse der ersteren richten ihre Gebete an die Gottheiten der entsprechenden sozialen Stufe im Himmel.

Diese Gottheiten waren aber sämtlich nur als Schutzgötter gedacht; der ihnen dargebrachte Kultus bezweckte bloß, sich ihrer

*) Die in den chinesischen Klassikern vielfach vorkommenden Ausdrücke Ti und Schang-ti sind mit vollem Recht, von den ersten jesuitischen Missionaren an bis zu Dr. Legge, durch „Gott" übersetzt worden. Doch muß man einen Unterschied machen zwischen Ti und Schang-ti. Wenn Ti Gott bezeichnet, so ist Schang-ti gleich: „der höchste Gott". Es ist möglich, daß letzterer Ausdruck in Gebrauch kam, als man anfing die legendären ersten Herrscher China's zu vergöttern und ihren Namen die Bezeichnung Ti beizufügen. Er wurde dadurch nötig, den Gott im Himmel als Schang-ti (schang heißt obern, obersten) von den irdischen Göttern zu unterscheiden.

Gewogenheit zu versichern. Er trug keinerlei Rechnung weder dem Schuldgefühl noch dem Bedürfnis nach Vergebung; auch nicht den Forderungen des angebornen Gerechtigkeitsgefühls, welches für den Menschen eine Vergeltung fordert, „je nachdem er gehandelt hat bei Leibesleben, es sei gut oder böse.“ Der Ahnenkultus, dieser höchste Ausdruck der kindlichen Liebe, ist übrigens unverträglich mit der Annahme einer Bestrafung, welche im zukünftigen Leben einen schuldigen Vater oder Mutter treffen könnte.

Diese religiösen Anschauungen, welche man gemeiniglich unter dem Namen „Konfuzianismus“ zusammenfaßt, obwohl der Heilige Chinas bloß das Siegel seiner Autorität darauf gedrückt hat, vermochten nun offenbar nicht den Forderungen des religiösen Gewissens zu genügen, welche bei den Gelben nicht weniger gebieterisch sind als bei den Weißen. Die Glückseligkeit, welche die den Ahnen dargebrachten Opfer denselben zusichern sollten, war auch zu sehr problematischer Art, als daß sich der Chinese damit hätte zufrieden geben können. Er verlangte nach einer bessern Garantie der Unsterblichkeit, einer solchen, die eine genügende Ausgleichung der Mühen und Leiden dieses Lebens zu bieten vermochte.

Dieser Sehnsucht der chinesischen Seele vermochte auch der Taoïsmus nicht zu genügen. Bekanntlich wird der Philosoph Lao-tsé (geboren um 604 vor Christo) als der Gründer dieser Religion angesehen. In Wahrheit soll es aber vor ihm schon Taoïsten gegeben haben, wenn sie auch nicht diesen Namen trugen*). Jedenfalls hatten sie nicht lange, nach Anweisung ihres vorgeblichen Meisters, durch Kontemplation und im Quietismus nach dem höchsten Gut gestrebt. Sie hatten es ergiebiger gefunden sich der Alchimie, der Astrologie und andern geheimen Künsten zu ergeben, und damit den Aberglauben des Volkes genährt und ausgebeutet. Doch versuchten es viele nach Unsterblichkeit Verlangende bei ihnen. Der berühmte Kaiser Schi-wang, der erste, der ganz China unter seinem Szepter vereinigte, warf sich blindlings in ihre Arme. Auf ihre Anweisung hin rüstete er zweimal Geschwader aus, welche

*) Dr. Legge in Sacred Books of the East. Vol. XXXIX, London 1891, p. 1.

auf der Insel Feng-laï die dort wachsende Unsterblichkeitspflanze holen sollten. Trotz der Getränke, die man ihm zu schlucken gab, um ihn vor dem Tod zu bewahren, starb er, erst vierzig und etliche Jahre alt, im Jahr 209 vor unserer Zeitrechnung, und seine Dynastie überlebte ihn nur um wenige Jahre.

Dies hinderte gewisse Kaiser der Han-Dynastie, welche dem Schi-wang auf dem Throne folgten, nicht, in seine Fußstapfen zu treten. Einer unter ihnen, Wu-ti, war während der sechsundfünfzig Jahre seiner Regierung ein Spielball der Taoïsten-Priester. Ihre Aufschneidereien konnten aber natürlich nicht besser als der Konfuzianismus auf die Länge dem Gewissen sowohl der Regierenden als des Volkes die gewünschte Befriedigung bieten.

Nun kamen die Missionare des **Buddhismus**. Wer die schwer zu erregenden Chinesen heutigen Tages kennt, kann den Enthusiasmus kaum verstehen, mit welchem dieses Volk das buddhistische Evangelium erfaßte. Und doch war der Heilsweg, den dasselbe seinen neuen Anhängern anpries, keineswegs ein dem natürlichen Sinn besonders zusagender. Die lange Reihe von Neugeburten, die auf Erden durchgemacht werden müssen, um der schließlichen Seligkeit des Nirvana teilhaftig zu werden, hätte für die nüchternen Chinesen keine besondere Anziehungskraft haben sollen. Wenn sie trotzdem die neue Lehre mit feurigem Glauben erfaßten, so ist darin die Größe des Verlangens nach einem Erlöser zu erkennen.

Die buddhistischen Missionare verkündigten den Millionen Chinas in der That einen Erlöser, erschienen in der Person des Buddha. Beseelt von tiefem Erbarmen mit der leidenden Menschheit hatte derselbe den Ort der Glückseligkeit, woselbst er als Bodhisatwa verweilte, verlassen und ward von Maya, der Gattin des Suddhôdama, des Königs von Kapilawastu, als Mensch geboren. Siddharta, so hieß der neugeborne Königssohn, gefiel sich aber nicht lange in dem Gepränge des königlichen Hofs. Auf alle Annehmlichkeiten des Lebens verzichtend, wurde er Asket. Mit geschornem Haupt und dem gelben Bettlergewand bekleidet, begnügt sich Çakiamuni, „der Einsiedler des Geschlechts der Çakia,“ wie er sich nunmehr nannte, mit einem Körnchen Reis als tägliche

Nahrung. Bald jedoch entdeckt er, daß sein Beweggrund zu diesem Leben der Entsagung nichts weiter als ein subtiler Egoismus ist. Er will dadurch nur seine eigene Seligkeit schaffen. Diesem letzten selbstischen Verlangen entsagt er, um sich nur noch der Rettung der Welt zu widmen. Mara, der Versucher, thut sein Möglichstes, um ihn von diesem Vorhaben abzubringen. Çakiamuni geht aber siegreich aus der Versuchung hervor. Unter dem Bodhi-Baume sitzend, gelangt er durch Abstraktion und Kontemplation zu der absoluten Erkenntnis des Vorhandenseins und der Ursachen des Weltübels, sowie der Möglichkeit und der Mittel, um von demselben erlöst zu werden. Nun ist er als Buddha „der Erleuchtete" befähigt, sein Amt als Erlöser der Menschheit auszuführen. Er war damals fünfunddreißig Jahre alt und lebte noch fünfundvierzig Jahre, welche er der Predigt unter dem Volk, dem Unterricht seiner Schüler, der Feststellung seiner Lehre widmete. Als achtzigjähriger Greis gelangte er zum Nirvana; sein letztes Wort war: „Alles ist eitel!"

Dies war der Erlöser, dessen Botschaft die auf den Ruf des Ming-ti aus Indien herbeigeeilten Missionare den Unterthanen desselben brachten. „Also hat Buddha die Welt geliebt," so verkündigten die indischen Apostel den nach Erlösung verlangenden Chinesen. Was dem der Liebe baren Konfuzianismus und Taoïsmus unmöglich war, das sollte Buddha thun. Die selbstlose Liebe des Heiligen Indiens war es, welche dem Buddhismus den enthusiastischen Empfang in den Ländern des äußersten Ostens eintrug. Auch strömten seine Missionare in immer größerer Anzahl herbei; die von ihnen mitgebrachten weitern Sutras wurden in aller Hast ins Chinesische übertragen und in dem Kultus verwendet, welcher immer allgemeiner zu Ehren des Buddha eingeführt wurde.

* * *

Die politischen Zustände begünstigten auch in besonderm Maß die Einführung der neuen Religion. Nach der Han-Dynastie, welche im Jahr 221, also 160 Jahre nach der denkwürdigen Gesandtschaft des Ming-ti, ihr Ende fand, spaltete sich das Reich in drei Fürstentümer und blieb von da an in eine größere oder kleinere Anzahl von Herrschaften zerteilt, bis es der Tang-Dynastie vom Jahr 618 an gelang, das Land wieder auf dauernde Weise unter ihr Szepter zu vereinigen.

Mehrere Herrscher-Familien dieser kleinen Staaten waren tatarischen Ursprungs. Die Völker dieses Menschenstammes hatten von jeher eine Vorliebe für die indische Religion bezeugt, was wohl dem Umstand zuzuschreiben ist, daß sie weniger oder gar nicht den konfuzianischen Einfluß verspürt hatten. Andere dieser Staaten waren durch ihre Lage im Westen Chinas in lebhaftem Verkehr mit mittelasiatischen Völkerschaften, welche schon seit kürzerer oder längerer Zeit dem Buddhismus ergeben waren.

Es waren hauptsächlich die Fürsten derjenigen dieser Reiche, welche die chinesische Geschichte als Rebellenstaaten zu bezeichnen pflegt, die an ihren Hof Mönche beriefen, wie Buddhodschanga, Kumaradschiva und andere, welche die immer zahlreicher eingeführten Sutras ins Chinesische übersetzten und sich um die Befestigung des buddhistischen Kultus große Verdienste erwarben. Vom Hof einer dieser Fürsten zog auch der berühmte Pilger Fah-hien aus, der sich eigens dazu nach Indien begab, um neue Sutras ausfindig zu machen. Dieselben Fürsten waren es ferner, welche zuerst ihren Unterthanen die Erlaubnis erteilten, in den buddhistischen Klerus einzutreten, was anfangs, wohl unter dem Einfluß des Konfuzianismus, nur Indiern und andern Ausländern gestattet war.

II.

Wie das Kleinstaatentum die Reformation in Deutschland begünstigte, so bahnte also in China die Zerstückelung in verschiedene Reiche dem Buddhismus den Weg.

Die Geschicke des Buddhismus in dem Reich der Mitte wollen wir nun des nähern verfolgen, und wir beginnen eben mit dieser Periode des geteilten Reiches, die von 220 bis 618 reicht. Während derselben schien der Enthusiasmus für die neue Religion manchmal in einen wahren religiösen Wahnsinn auszuarten. Wenig-

stens kann es nur so erklärt werden, wenn gewisse Fürsten, mit Aufwendung von großen Unkosten, einen Knochensplitter, ein Haar oder sonst eine Reliquie des Heiligen Indiens holen ließen, um solchen ihre Anbetung angedeihen zu lassen, während andere auf ihren Thron verzichteten und das Mönchsgelübde ablegten, um sich des Heils ihrer Seelen zu versichern.

Es war dies, kann man sagen, die Zeit der ersten Liebe, aber auch der ersten Kämpfe. Denn, wie man sich wohl denken kann, waren der Konfuzianismus und der Taoïsmus keineswegs gewillt, sich so ohne weiteres beiseite schieben zu lassen. Diese zwei inländischen Religionen thaten im Gegenteil ihr Möglichstes, um der Bewegung Einhalt zu thun, welche die Menge dem fremden Kultus in die Arme führte. Es gelang ihnen auch zu wiederholten Malen, seinen Fortschritten Einhalt zu thun. Beeinflußt durch die eine oder die andere, oder auch durch beide zugleich, hob dieser oder jener Herrscher sämtliche buddhistische Klöster auf und gab ihre Insassen beiderlei Geschlechts dem bürgerlichen Leben zurück. Ein anderer ließ die kolossalen Statuen Buddhas, welche einer seiner Vorgänger hatte herstellen lassen, in Kupfergeld umgießen.

Man zählt in dieser Periode zwei solche Verfolgungen des Buddhismus.

Es fanden zu dieser Zeit zu verschiedenen Malen öffentliche Disputationen zwischen Konfuzianisten und Buddhisten statt. Die Unsterblichkeit der Seele und die Vergeltung nach dem Tod scheinen die hauptsächlichen Streitpunkte gewesen zu sein; die Konfuzianisten leugneten beides, während die Buddhisten sie aufrecht erhielten. „Die Seele," sagte ein Schüler des Konfuzius, „ist gleich der Schneide eines Messers; die Schneide kann nicht bestehen bleiben, nachdem das Messer aufgehört hat zu existieren; wird der Leib zerstört, so verschwindet die Seele zu gleicher Zeit." — „Wenn ihr nicht an eine Vergeltung des Guten und des Bösen glaubt", sagte bei einer andern Gelegenheit der Vertreter des Buddhismus, „wie könnt ihr den Standesunterschied zwischen reich und arm erklären?" — „Die Menschen sind wie die Blumen der Bäume,"

erwiderte der Konfuzianist; „wenn ein Windstoß sich erhebt, so werden einige auf die Teppiche der Paläste, andere auf den Misthaufen vor den Hütten der Armen geweht. Es verhält sich gleicherweise mit dem Reichtum und der Armut; wir brauchen gar keine Lehre der Vergeltung hiezu anzunehmen."

In einem Geschichtswerk, das mehrere Jahrhunderte später verfaßt wurde, finden wir eine besonders anschauliche Darstellung, wie die Kontroverse in der Periode, die wir betrachten, geführt wurde. „Der Unterricht des Konfuzius," so drückt sich der Vertreter des Buddhismus aus, „bezieht sich bloß auf dieses Leben; er schweigt vollständig von den endlosen Wiedergeburten, denen der Mensch unterworfen ist. Seiner Meinung nach wird der Tugendhafte nur dadurch belohnt, daß es seinen Nachkommen wohl geht. Der Lasterhafte hat nur eine Verschlimmerung der Leiden dieses Lebens zu gewärtigen. Der Tugendhafte wird durch Verleihung von Ehrenämtern auf Erden belohnt; der Schuldige wird nur durch Armut und Mangel an Ruhm bestraft. Man weiß nichts von dem, was über die Wahrnehmung unserer Sinne geht. Wie traurig ist doch solche Unwissenheit! Die Ziele der Lehre Çakiamunis dagegen sind unbegrenzt. Sie rettet aus den fürchterlichsten Gefahren; sie befreit das Herz von jeder Sorge. Ihre Erkenntnis erstreckt sich über die Grenzen des Himmels und der Erde hinaus. Beseelt von einem unaussprechlichen Mitleiden, bemüht sie sich einzig und allein um das Heil der Menschen. Die bloße Erneuerung des Menschengeschlechts genügt ihr nicht. Sie droht mit der Hölle, und das Volk fürchtet sich zu sündigen; sie verspricht den Himmel, und jedermann möchte selig werden. Sie weist auf das Nirvana als das endliche Ziel; sie führt vor die Augen der Menschen das Ideal der Vollkommenheit, das herrlichste Bild, das dem Menschen zur Bewunderung vorgehalten werden kann. Es giebt keine Gegend, wohin die Lehre Çakyamunis ihren Einfluß nicht geltend machte. Sie erhebt sich bis in die höhere Welt. Obwohl ihr Ausgangspunkt nicht größer ist als eine Brunnenöffnung, erstreckt sich ihre Erkenntnis über das ganze Gebäude." Auf diese lyrische Darlegung der Herrlichkeit des Buddhismus er-

widerte der konfuzianische Widerpart wie folgt: „Tugend üben, nur um den Himmel zu verdienen, hält den Vergleich nicht aus mit der Ausübung des Guten um des Guten willen. Seine Begierden zügeln aus Furcht vor der Hölle ist nicht so gut, als sein Herz von dem Pflichtgefühl leiten zu lassen. Gottesdienstliche Handlungen ausüben, um Vergebung der Sünden zu erlangen, sind keine Beweise von Frömmigkeit. Eine Gabe dargebracht in der Hoffnung, sich eine Belohnung von hundertmal mehr Wert zuzusichern, kommt nicht aus einem redlichen Herzen. Die Seligkeit des Nirvana preisen heißt zur Trägheit ermutigen. Das Ideal der Vollkommenheit vor den Augen der vorgeschrittenen Jünger schimmern lassen, weckt im Herzen des Menschen eine Vorliebe zum Wunderbaren. Nach diesem System strebt man nach dem fernen Guten, unterläßt es aber die nahen Begierden zu unterdrücken. Ihr behauptet, daß ein Bodhisatwa nichts von Begierden mehr weiß; ich behaupte dagegen, daß alle Menschen ohne Ausnahme denselben unterworfen sind.“ Der Buddhist antwortete hierauf folgendes: „Eure Schlüsse sind falsch. Die aus der Lehre des zukünftigen Lebens geschöpften Beweggründe sind nötig, um die Menschen zur Ausübung der Tugend zu veranlassen. Welch anderes Mittel gäbe es denn, um sie anzutreiben, die bösen Neigungen des Herzens zu bekämpfen? Niemals würden sie dazu gebracht werden, das Gute zu üben, wenn sie keine Belohnung zu hoffen hätten. Der Ackersmann bestellt sein Feld, weil er auf eine Ernte rechnet. Hätte er diese Aussicht nicht, so bliebe er daheim, ohne zu arbeiten und würde Hungers sterben.“

Die Diskussion geht noch einige Zeit in dieser Weise fort; das Mitgeteilte mag aber genügen. Manches, was der Konfuzianist vorbringt, verdient volle Beachtung; dagegen leidet seine Beweisführung an einem vollständigen Mangel jedes religiösen Motivs. Der rein intellektuelle Charakter des Konfuzianismus ist auch heute noch seine schwache Seite. Kein Wunder daher, daß zu jener Zeit des religiösen Aufschwungs das Volk sich mit Vorliebe den buddhistischen Predigern zuwandte. Das Land fuhr fort, sich mit Klöstern zu füllen, und die Zahl der Mönche nahm derart zu, daß

zuweilen die Arbeiter mangelten, um die Felder zu bestellen. Eine gewisse Stadt soll bis fünfhundert Klöster besessen, und deren Insassen beiderlei Geschlechts sollen sich auf hunderttausend Individuen belaufen haben. Gegen neun Zehntel der Bevölkerung seien einmal Buddhisten gewesen. Ausländische Fürsten schickten ihre Beglückwünschungen mit Geschenken an die chinesischen Herrscher, welche diese Bewegung begünstigten.

Die Kehrseite dieses außerordentlichen Aufschwungs der indischen Religion zeigte sich aber auch in dem Auftreten der allezeit dem Mönchstum anhaftenden Schäden. Das Leben der Bonzen und Bonzinnen war weit entfernt, immer ein Muster von Keuschheit zu sein; Aergernisse aller Art traten immer mehr zu Tage. Es wurde nötig, gegen die Schuldigen einzuschreiten. Einige unter ihnen wurden mit dem Tode bestraft. Man kann sich denken, wie die Gegner des Buddhismus jubilierten, wie sie die Gelegenheit benützten, um über seine Anhänger herzufallen! Es war aber noch zu früh, um ein Triumphlied anzustimmen. Die eigentliche Glanzperiode der fremden Religion sollte erst noch kommen.

III.

Die Tang-Dynastie war die erste, welche für längere Zeit,*) von 618 bis 906, ganz China unter ihrem Szepter vereinigte. Kunst und Wissenschaft nahmen unter ihr einen vorher nie gekannten Aufschwung. Sie war auch die Zeit der größten Blüte des Buddhismus. Er blieb allerdings der Gegenstand heftiger Anfeindung von seiten seiner Gegner; schwere Verfolgungszeiten blieben ihm auch nicht erspart, sie waren aber nur vorübergehend, während die Gunst oder auch nur die Toleranz, die ihm von oben her zu teil wurde, umso schwerer wogen, als sie von den mächtigen Alleinherrschern der Tang-Dynastie gezollt wurden.

Der erste Kaiser dieses Hauses scheint anfangs hinsichtlich seiner Haltung gegenüber der fremden Religion unentschlossen ge-

*) Ich übergehe die nur kurzlebige Tsin-Dynastie.

wesen zu sein. Er berief beim Beginn seiner Regierung einen Ministerrat, um sich darüber zu verständigen. Da die Diskussionen zwischen den Vertretern verschiedener Religionen besonders lehrreich sind, um sich Klarheit zu verschaffen ob der gegenseitigen Lehrpunkte, so sei auch hier einiges aus jener Beratung mitgeteilt. Fu-ji, ein erklärter Gegner des Buddhismus, begehrte von vornherein, daß die Mönche und Nonnen sofort genötigt würden, zu heiraten und damit zum Wohl des Volksganzen beizutragen. „Leben und Tod,“ sagte er im wesentlichen, „sind durch die Gesetze der Natur geregelt; weder Buddha, noch irgend ein anderer Mensch kann daran etwas ändern. Dem Fürsten allein kommt es zu, das Laster zu bestrafen und die Tugend zu belohnen. Reichtum und Armut werden den Menschen zugeteilt je nach Verdienst. Die buddhistische Lehre von den sechs Ständen, in welchen die Menschen auf Erden wiedergeboren werden, ist ein abgeschmacktes Geschwätz. Die öffentlichen Sitten haben lang genug unter dem Einfluß dieser Irrlehre gelitten. Es ist hohe Zeit, daß da Abhilfe geschafft werde.“ Hierauf erhob sich Siau-u, ein eifriger Buddhist, und erklärte in großer Entrüstung, daß Buddha ein „Heiliger“ sei; Fu-ji habe sich darum eines schweren Verbrechens schuldig gemacht, indem er übel von ihm geredet, worauf letzterer erwiderte, daß die Mönche, indem sie Obrigkeit und Eltern verleugneten, die Unterthanen- und Kindespflicht mit Füßen träten; wer es wage, sie in Schutz zu nehmen, müsse notwendig dieser selben Tugend bar sein. Man sieht, der Streit nahm eine schlimme Wendung; er endete damit, daß Siau-u andächtig die Hände faltete und mit nach oben gerichtetem Blick meinte, man könne doch der Hölle nicht entbehren, solange es Menschen gäbe wie Siau-u.

Den Konfuzianisten scheint übrigens bei diesem Gespräch der

Unter seinem Nachfolger lebte Hiuen-tsang, ein frommer Buddhist, der eine Pilgerfahrt nach Indien ausführte, deren Beschreibung heute noch ein wertvoller Beitrag für die Länder- und Völkerkunde jener Zeit bildet. Bei seiner Rückkehr, sechzehn Jahre später, brachte er eine Menge Reliquien des Heiligen Indiens und mehrere goldene, ihn darstellende Statuen, wovon zwei ein Meter hoch waren, sowie eine reiche Sammlung buddhistischer Bücher aus dem Wunderland zurück. Der Kaiser bereitete ihm einen ausgezeichneten Empfang und setzte ihn in den Stand, die mitgebrachten zahlreichen Sutras ins Chinesische übertragen zu lassen. Als besondere Gunstbezeugung für den Pilger gestattete er auch, daß die Zahl der Mönche und Nonnen in jedem Kloster um fünf Insassen vermehrt werden dürfe. Derselben waren es damals insgesamt nur 3716.

Doch es darf hieraus nicht geschlossen werden, daß der Kaiser ein eifriger Buddhist gewesen wäre. Wie sein Vorgänger war er nur ein liberaler Mann, der es jedem freistellte, die Religion zu üben, die ihm am meisten zusagte. Dies zeigte sich auch, als im Jahr 635 die ersten christlichen Missionare in China eintrafen. Sie waren von der syrischen Kirche der Nestorianer abgesandt und fanden gute Aufnahme von seiten des aufgeklärten Herrschers, der sofort ein Edikt zu Gunsten der westlichen Religion erließ.

Der dritte Kaiser dieser Dynastie dagegen bezeugte entschiedene Abneigung gegen den Buddhismus. Dieselbe war aber hauptsächlich durch die Mißbräuche veranlaßt, welche sich in den Klöstern immer mehr offenbarten. Unter dem Mantel der Religion beuteten die Mönche die Leichtgläubigkeit des Volkes aus, indem sie das Totenfragen, die Wahrsagerei und andere geheime Künste trieben. Ein kaiserliches Dekret mußte ihnen selbst untersagen, sich von ihren

wesen zu sein. Er berief beim Beginn seiner Regierung einen Ministerrat, um sich darüber zu verständigen. Da die Diskussionen zwischen den Vertretern verschiedener Religionen besonders lehrreich sind, um sich Klarheit zu verschaffen ob der gegenseitigen Lehrpunkte, so sei auch hier einiges aus jener Beratung mitgeteilt. Fu-ji, ein erklärter Gegner des Buddhismus, begehrte von vornherein, daß die Mönche und Nonnen sofort genötigt würden, zu heiraten und damit zum Wohl des Volksganzen beizutragen. „Leben und Tod," sagte er im wesentlichen, „sind durch die Gesetze der Natur geregelt; weder Buddha, noch irgend ein anderer Mensch kann daran etwas ändern. Dem Fürsten allein kommt es zu, das Laster zu bestrafen und die Tugend zu belohnen. Reichtum und Armut werden den Menschen zugeteilt je nach Verdienst. Die buddhistische Lehre von den sechs Ständen, in welchen die Menschen auf Erden wiedergeboren werden, ist ein abgeschmacktes Geschwätz. Die öffentlichen Sitten haben lang genug unter dem Einfluß dieser Irrlehre gelitten. Es ist hohe Zeit, daß da Abhilfe geschafft werde." Hierauf erhob sich Siau-u, ein eifriger Buddhist, und erklärte in großer Entrüstung, daß Buddha ein „Heiliger" sei; Fu-ji habe sich darum eines schweren Verbrechens schuldig gemacht, indem er übel von ihm geredet, worauf letzterer erwiderte, daß die Mönche, indem sie Obrigkeit und Eltern verleugneten, die Unterthanen- und Kindespflicht mit Füßen träten; wer es wage, sie in Schutz zu nehmen, müsse notwendig dieser selben Tugend bar sein. Man sieht, der Streit nahm eine schlimme Wendung; er endete damit, daß Siau-u andächtig die Hände faltete und mit nach oben gerichtetem Blick meinte, man könne doch der Hölle nicht entbehren, solange es Menschen gäbe wie Siau-u.

Den Konfuzianisten scheint übrigens bei diesem Gespräch der Sieg zugesprochen worden zu sein, denn es wurden infolge davon Maßregeln angeordnet, welche die Ausübung der fremden Religion einschränken sollten. Doch wurden sie bald wieder zurückgenommen. Der Kaiser scheint ein liberal gerichteter Mann gewesen zu sein, der seinen Unterthanen Religionsfreiheit zu gewähren gewillt war.

Unter seinem Nachfolger lebte Hiuen-tsang, ein frommer Buddhist, der eine Pilgerfahrt nach Indien ausführte, deren Beschreibung heute noch ein wertvoller Beitrag für die Länder- und Völkerkunde jener Zeit bildet. Bei seiner Rückkehr, sechzehn Jahre später, brachte er eine Menge Reliquien des Heiligen Indiens und mehrere goldene, ihn darstellende Statuen, wovon zwei ein Meter hoch waren, sowie eine reiche Sammlung buddhistischer Bücher aus dem Wunderland zurück. Der Kaiser bereitete ihm einen ausgezeichneten Empfang und setzte ihn in den Stand, die mitgebrachten zahlreichen Sutras ins Chinesische übertragen zu lassen. Als besondere Gunstbezeugung für den Pilger gestattete er auch, daß die Zahl der Mönche und Nonnen in jedem Kloster um fünf Insassen vermehrt werden dürfe. Derselben waren es damals insgesamt nur 3716.

Doch es darf hieraus nicht geschlossen werden, daß der Kaiser ein eifriger Buddhist gewesen wäre. Wie sein Vorgänger war er nur ein liberaler Mann, der es jedem freistellte, die Religion zu üben, die ihm am meisten zusagte. Dies zeigte sich auch, als im Jahr 635 die ersten christlichen Missionare in China eintrafen. Sie waren von der syrischen Kirche der Nestorianer abgesandt und fanden gute Aufnahme von seiten des aufgeklärten Herrschers, der sofort ein Edikt zu Gunsten der westlichen Religion erließ.

Der dritte Kaiser dieser Dynastie dagegen bezeugte entschiedene Abneigung gegen den Buddhismus. Dieselbe war aber hauptsächlich durch die Mißbräuche veranlaßt, welche sich in den Klöstern immer mehr offenbarten. Unter dem Mantel der Religion beuteten die Mönche die Leichtgläubigkeit des Volkes aus, indem sie das Totenfragen, die Wahrsagerei und andere geheime Künste trieben. Ein kaiserliches Dekret mußte ihnen selbst untersagen, sich von ihren eigenen Eltern anbeten zu lassen.

Unter der folgenden Regierung dagegen genoß der Buddhismus die kaiserliche Gunst wie schon lange nicht mehr. Der Grund davon war aber derart, daß alle Besserdenkenden unter dem Volk sich darüber entrüsten mußten. Die Kaiserin-Regentin, die berüchtigte U-tseh-tien, hatte einen Bonzen zugleich als Geliebten und

als ersten Minister. Diese chinesische Athalja war dagegen eine entschiedene Gegnerin der christlichen Religion, welche damals schon einen ordentlichen Aufschwung genommen hatte. Sie setzte eine regelrechte Verfolgung gegen dieselbe ins Werk.

Der Rückschlag trat unter Yuan-tsung ein, der von 713 bis 755 den Thron inne hatte. Er setzte zwölftausend Bonzen und Bonzinnen, wahrscheinlich die am meisten kompromittierten, an die Luft, verbot die Errichtung neuer Klöster, das Gießen weiterer Standbilder Buddhas und die Vervielfältigung der Sutras. Den Beamten und ihren Familien wurde jeder Umgang mit den Bewohnern der Klöster untersagt.

Er war dies die dritte Verfolgung, welche den Buddhismus in China traf.

Doch es war nur eine vorübergehende Verdunkelung in den Geschicken dieser Religion. Die folgenden Kaiser beeilten sich, den Heiligen Indiens wieder zu Ehren zu bringen. Die Klöster und die Mönche nahmen wieder rasch an Zahl zu, zum großen Leidwesen der Anhänger der väterlichen Religion. Einer unter ihnen wagte es, schüchterne Vorstellungen an den Thron zu richten. Er erinnerte daran, daß in alten Zeiten die Fürsten das Wohl des Landes durch Ausübung ihrer eigenen Tugenden beförderten, und nicht durch Gebete und Opfer. Er predigte aber tauben Ohren. Es wird selbst aus jener Zeit folgender Vorfall berichtet: Eine wilde Völkerschaft, die in der Nähe der Grenze niedergelassen war, hatte einen Einfall auf chinesisches Gebiet gemacht. Anstatt sie mit Waffengewalt zurückzutreiben, wies der Kaiser die Priester an, geeignete Andachtsübungen vorzunehmen. Der Erfolg war ein glänzender. Die Feinde zogen sich wieder auf ihr Gebiet zurück, ohne daß auch nur ein Tropfen Blut vergossen wurde.

Angesichts solcher Thatsache konnte Hien-tsung, der um 806 den Thron bestieg, nicht anders, als sich mit gesteigerter Inbrunst dem indischen Kultus zu ergeben. Von dem Wunsch beseelt, einen Knochensplitter des wunderthätigen Buddha, der in einer Provinzialstadt niedergelegt war, näher bei sich zu haben, ließ er ihn in großem Pomp zur Hauptstadt bringen. Darüber ergrimmte die

konfuzianische Partei sehr. Ein hoher Würdenträger aus ihrer Mitte, Han Wan-kung, machte sich zu ihrem Wortführer und überreichte dem Kaiser eine Denkschrift, welche heute noch berühmt ist. Sie war im wesentlichen folgenden Inhalts: „In vergangenen Zeiten, vor Einführung des Buddhismus, erfreute sich das Reich größerer Blüte und die Menschen eines längern Lebens als jetzt. Alle Dynastien nach derjenigen der Han, unter welcher die indischen Priester kamen, hatten nur eine kurze Existenz; Liang Wu-ti herrschte allerdings achtunddreißig Jahre; zuletzt ist er aber in einem Kloster Hungers gestorben. Der gegenwärtige Besitzer des Throns hatte anfangs Hoffnung gegeben, daß er in die Fußstapfen seines Ahnen, des Gründers der Dynastie, treten werde; leider ist das nicht der Fall gewesen! Hat er doch Befehl gegeben, daß ein Knochen Buddhas in feierlicher Weise nach der kaiserlichen Residenz gebracht werde! Es ist jedoch unmöglich anzunehmen, daß sich Seine Majestät habe im Netz des Buddhismus fangen lassen. Es ist wohl nur, um sich die Gunst des Volkes zu versichern, daß er sich den Schein giebt, solch gemeinen Aberglauben zu teilen. Kein anständiger Mensch kann solchem Unsinn Glauben beimessen. Der Buddhismus ist eine ausländische Religion. Die Kleidung der Priester, die Sprache, in welcher sie ihre Gebete herleiern, die Vorschriften, die ihre Bücher enthalten, alles ist verschieden von dem, was bei uns geübt wird. Wie ist es möglich, daß ein halb verwester Knochen, die schmutzigen Ueberreste eines Menschen in die kaiserliche Residenz aufgenommen werden? Wenn Buddha die geringste Macht besitzt, soll er Rache an mir nehmen für mein verwegenes Vorgehen. Ich bin bereit, die Strafe zu erleiden, die ich mag verdient haben."

Diese Denkschrift wird bis heute von den Konfuzianisten angeführt, wenn sie die nach ihrem Dafürhalten verderblichen Wirkungen des Buddhismus darlegen wollen. Der Verfasser derselben zog sich aber dadurch, wenn nicht den Zorn Buddha's, so doch den seines kaiserlichen Herrn zu. Er fiel in Ungnade und ward nach dem Süden verbannt, woselbst ihm ein untergeordneter Posten angewiesen wurde.

Der Ruhm des Buddhismus war damals auf das höchste gestiegen. Das Land war von Klöstern bedeckt, die gewöhnlich an Orten erbaut waren, welche durch ihre romantische Lage sich auszeichneten. Nur wenige waren unter dem Volk, die sich nicht vor den Bildern des Çakiamuni anbetend verneigten. Die Stimme der Konfuzianisten, die zu protestieren wagten, verhallte in der Wüste.

Und doch war es eben an diesem Zeitpunkt, daß die vierte Verfolgung, vielleicht die schwerste von allen, über die ausländische Religion hereinbrach. Sie ging aber nicht von den konfuzianischen Kreisen aus. Ein dem Taoïsmus ergebener Kaiser war ihr Urheber. Wu-tsung hieß derselbe. Von dem Verlangen beseelt, mit der fremden Religion aufzuräumen, hob er, bis auf einige wenige, die Klöster auf, zog ihre Güter ein, goß die Bilder und Glocken in Geld um. Viertausend große und vierzigtausend kleinere Klöster wurden von diesen Maßregeln betroffen. 260 000 Bonzen und Bonzinnen wurden dem bürgerlichen Leben zurückgegeben. 150 000 Sklaven beiderlei Geschlechts, bestellt zum Dienst der Männer und Frauen, welche den Annehmlichkeiten des Lebens entsagt haben sollten, wurden zum Besten der Staatskasse verkauft.

Wu-tsung wütete übrigens nicht nur gegen den Buddhismus. Dasselbe Edikt, welches diese Religion abschaffen sollte, verfügte in gleicher Weise über das Christentum, welches von den nestorianischen Missionaren eingeführt worden war. „Seine Priester," lautete der Erlaß, „sollen gleicherweise in das bürgerliche Leben zurückkehren, und es soll nie mehr etwas von ihrem oberflächlichen Gewäsch gehört werden."

Zum Glück für die beiden bedrohten Religionen regierte Wu-tsung nur sechs Jahre. Er starb schon zwei Jahre nach dem Erlaß des erwähnten Edikts, tief betrauert übrigens von den Konfuzianisten. Die Verfolgung kam allerdings nicht direkt ihnen zu gut. Sie rechneten aber darauf, daß, wenn der Buddhismus einmal aus dem Feld geschlagen sein werde, sie mit dem Taoismus leicht fertig werden würden.

Die letzten Kaiser der Tang-Dynastie waren wieder dem Buddhismus von Herzen ergeben. Einer unter ihnen hat, wie es

scheint, seinen Ahnen Hien-tsung noch überbieten wollen, indem er, wie letzterer, eine Reliquie des heiligen Buddha kommen ließ. Er ging ihr mit großem Gepränge entgegen und nahm sie, auf den Knieen liegend und in Thränen gebadet, in Empfang.

Neben dieser heterodoxen Verehrung des Buddha hatte aber der orthodoxe Kultus, wie er von alters her dem Schang-ti (höchsten Gott) und den untergeordneten Schutzgeistern des Landes dargebracht worden war, wohl nie ganz aufgehört. Es geht solches aus der Bemerkung des Geschichtschreibers hervor, daß die Zeremonien, mit welchen jener Knochen empfangen wurde, an Pracht diejenigen überboten, welche bei dem jährlichen, dem Himmel dargebrachten Opfer beobachtet wurden.

IV.

Die buddhistische Sonne beleuchtete noch mit ihrem vollen Glanz den Verfall und das Ende der glorreichen Dynastie der Tang. Sie schien auch noch helle, mit Ausnahme einer vorübergehenden Verfinsterung, während der Periode von 907 bis 960, wo fünf Familien — die Geschichte weigerte sich, ihrer Kurzlebigkeit willen, sie Dynastien zu heißen — in rascher Aufeinanderfolge den Thron inne hatten. Eine einzige derselben zählte einen Herrscher, der dem Buddhismus feind war und über diese Religion die fünfte und letzte Verfolgung verhängte, die oben erwähnte Verfinsterung.

Andererseits war es im Beginn dieser Periode, daß die buddhistische Kirche in den Besitz der Insel Pu-tu, am Ausfluß des Yang-tse-kiang, kam und daselbst das bis heute berühmteste Heiligtum zu Ehren der Kwan-yin, der Göttin der Barmherzigkeit, errichtete.

Der Kultus dieser Gottheit bekundet in der Geschichte des Buddhismus eine denkwürdige Wandelung. Nach der Meinung seines Gründers ist jeder Mensch der Schaffer seines eigenen Heils. Er gelangt dazu durch die Erkenntnis: „Es ist alles eitel!" Das

Erlöseramt des Buddha beschränkt sich darauf, den Weg zu dieser Erkenntnis bekannt zu machen und die Menschen durch sein Beispiel und sein Wort zu veranlassen, ihm auf demselben nachzufolgen. Der Chinese verlangte aber nach Besserem. Der Buddha schien ihm zu weit entrückt. Er fühlte das Bedürfnis nach einer Gottheit, die im Stande wäre, sich erbarmungsvoll zu ihm herabzuneigen, und von der er annehmen könne, daß seine Gebete bis zu ihren Ohren dringen werde. Dieses Postulat des religiösen Gewissens des Chinesen fand sich in einem Bodhisatwa, d. h. einem Wesen, das noch nicht ganz zur Vollkommenheit des Buddha gelangt ist, und eben deswegen dem Menschen um so näher steht. Es war Avalotikeschwara, der „Gebetserhörer", eine Schöpfung des Buddhismus des Nordens. Das chinesische Volk eignete sich denselben an mit der ganzen Glut seines heißen Verlangens nach einem Heiland. Es nannte ihn Kwan-yin, welches dieselbe Bedeutung wie Avalotikeschwara hat, machte aber daraus eine weibliche Gottheit: die Göttin der Barmherzigkeit. Es folgte hierin einem ähnlichen Trieb, wie der, welcher die römische Kirche veranlaßte, den männlichen Erlöser durch seine Mutter fast ganz verdrängen zu lassen.

Nachdem das Volk einmal diese Bahn betreten hatte, kam es notwendig dazu, sich noch andere Mittler zu schaffen, um ihm beizustehen in der Erlangung des Heils. In der Theorie sollte eigentlich jeder Mensch zur Erlangung des Nirvana das Mönchsgelübde ablegen; praktisch ist dies nicht möglich. Giebt es dann aber kein Mittel dem Endziel, während der gegenwärtigen Existenz wenigstens, etwas näher gerückt zu werden?

Die Gleichheit des zu erreichenden Zwecks führte die buddhistische Kirche zur Ausgestaltung eines Dogma, welches uns ebenfalls an eines der römischen Kirche erinnert. Diese hat die Lehre des Schatzes guter Werke gebildet, über welchen die Priesterschaft zum Besten derjenigen Gläubigen verfügt, die nicht im Stande sind, die zu ihrem Heil erforderliche Summe von Verdiensten zu liefern. Der Buddhismus schreibt den Bonzen einen solchen Grad von Heiligkeit zu, daß sie im Stande sind, den Laien in ihrer Verfolgung des Heilswegs behülflich zu sein. Es genügt dazu die Ausführung bestimmter Zeremonien, welche die Priester gegen Bezahlung zu besorgen stets bereit sind.

Die wenig spekulativ angelegte Geistesverfassung der Chinesen war auch nicht dazu angethan, sich den abstrusen Begriff des Nirvana — über dessen Definition die Gelehrten bis heute nicht einig sind — anzueignen. Dazu ist er in absolutem Widerspruch mit der Lehre des Fortlebens der Seele, welche die Ahnenverehrung notwendig voraussetzt. An die Stelle des Nirvana kam darum die dem Volk leicht faßliche Lehre des westlichen Himmels, Aufenthaltsort der Seligen, und der Hölle, Ort der Qual, wo der Sünder seine Schuld abbüßen muß. Um möglichst schnell letzterem zu entgehen, bedarf es der Buddhistenpriester. Es wird in China wohl kein Begräbnis gefeiert, wo dieselben nicht ihres Amtes zu warten haben.

Die Reliquien-Verehrung bildet eine weitere Ausartung des Buddhismus. Ursprünglich errichtete man über den Ueberresten des Leibes Buddhas — einem Haar, einem Zahn, einem Knochen — die aus einer ungeraden Zahl von Stockwerken bestehenden hohen Türme, die man Pagoden nennt und die der chinesischen Landschaft, hauptsächlich in der Nähe der Städte, ihren eigentümlichen Charakter verleihen. Im Lauf der Zeit wurde diesen Bauwerken selbst, abgesehen von dem heiligen Gegenstand den sie ursprünglich bargen, eine wunderthätige Wirkung zugeschrieben. Sie kamen in den Ruf, daß sie das Wohlsein und Gedeihen derjenigen beförderten, die unter ihrem Schatten wohnten. Heute giebt es wohl keine Stadt in China, die nicht einen oder mehrere solcher Türme besäße, welche alle schädlichen Einflüsse von ihr abzuwenden und alle segensreichen Einwirkungen ihr zuzuwenden im Stande sein sollen.

Man sieht, daß die Schüler des Çakiamuni sich nicht lange in den ätherischen Höhen der Abstraktion und der Kontemplation des Meisters gefallen haben. Gleich den Taoïsten-Priestern sind sie gar bald herabgestiegen in die materielle Sphäre der irdischen Interessen, indem auch sie nur darauf bedacht waren, den Aberglauben im Volk auszubeuten.

Die bei weitem folgenschwerste Abweichung von der Lehre des Meisters war aber die Bilderverehrung, welchem sich seine angeblichen Jünger ergaben. Und durch eine wahre Ironie des Schicksals wurde der Meister selbst, welcher jede Gottheit ignorierte und praktisch ein Atheist war, der erste Götze der je in China angebetet worden ist. Wir haben oben gesehen, welche Rolle bei Einführung des Buddhismus in China eine goldene Statue des Gründers dieser Religion gespielt hat. Aehnliche künstliche Darstellungen desselben wurden in den folgenden Jahrhunderten in großer Anzahl in China eingeführt, wo sie alsobald zum Gegenstand der Anbetung wurden, bis sie später durch die Bilder der Kwan-yin mehr oder weniger vollständig verdrängt wurden. Durch ganz China schien ein Schrei zu erschallen, ähnlich dem der Israeliten in der Wüste: „Mache uns Götter, die vor uns hergehen!"

Bis zu jenem Augenblick war der Bilderdienst in China unbekannt gewesen. Der Buddhismus ist an dessen Einführung schuld. Als aber die Taoïsten den Erfolg merkten, den diese Neuerung hatte, die Popularität, welche sie den Urhebern eintrug, beeilten sie sich in die gleiche Bahn einzulenken. Sie verfertigten Abbildungen von den mehr oder weniger legendären Helden des Altertums oder auch neuerer Zeit, welche sie als zur Unsterblichkeit gelangt darstellten und sagten dem Volk, wie vorher schon die Buddhistenpriester in Bezug auf Buddha gethan hatten: „Hier sind deine Götter!"

Selbst die Konfuzianisten wurden von der Zeitströmung ergriffen. Sie haben allerdings nicht versucht, ein Götzenbild von ihrem Meister zu verfertigen; sie bringen ihm aber ebenfalls eine göttliche Verehrung dar. Ja, sie haben ihm gewisse geistige Wesen beigesellt, die sie dem Taoïsmus entlehnten, wie den Gott des Kriegs, den Gott der Litteratur und andere.

Diese Darstellung der Umwandlungen, welche der Buddhismus in China erfahren hat, ist an dieser Stelle eingefügt worden, nicht weil dieselben eben in dem Zeitpunkt stattgefunden hätten, bei welchem wir in dieser Studie angelangt sind. Die meisten derselben datieren von viel früher; es schien aber geeignet, diesen Gegenstand hier zu erörtern, weil wir jetzt an einem Wendepunkt der Geschicke des Buddhismus in China angelangt sind.

V.

Dieser Wendpunkt trat ein in Folge der Thronbesteigung der Sung-Dynastie, welche den Thron von 960 bis 1280 inne hatte. Dieselbe verdankt ihre Berühmtheit der Philosophen-Schule des Tschu--hi, die unter ihr blühte. Nachdem dieser Mann nacheinander Buddhist und Taoïst gewesen war, kehrte er zuletzt zur orthodoxen Lehre des Konfuzius zurück. Ausgehend von gewissen Angaben der kanonischen Bücher, sann er eine eigene Weltentstehungslehre aus, nach welcher das Weltall das Resultat ist von einer Reihe von Evolutionen, deren Ausgangspunkt der Urgrund alles Seins, die Li „Vernunft" bildet. Was lag näher, als dieses Resultat auch auf die Religion anzuwenden? Kommt alles auf eins heraus, wozu sich noch streiten? Sind die Religionen, heißen sie nun Konfuzianismus, Taoïsmus oder Buddhismus, nicht bloß verschiedene Auffassungen des einen und selben Prinzips? Wie thöricht war man also gewesen, sich jahrhundertelang deswegen in den Haaren zu liegen!

Unter dem Einfluß dieser Philosophenschule kühlte sich der religiöse Feuereifer, der so lange das chinesische Volk in verschiedene Lager getrennt hatte, allmählich ab und machte Platz dem Skeptizismus und dem Latitudinarismus, den viele gebildete Chinesen, die „Bücherleser", wie man sie nach der chinesischen Bezeichnung nennt, für alle religiösen Fragen bekunden.

Dieser unter der Sung-Dynastie gestiftete Religionsfriede schien allerdings nicht von langem Bestand sein zu sollen. Die Mongolen, welche jener auf dem Throne folgten und die Yüen-Dynastie gründeten (1280 bis 1367), waren stramme Buddhisten. Priester dieser Religion genossen großes Ansehen; einige von ihnen bekleideten hohe Staatsämter. Konfuzianismus und Taoïsmus erfuhren harte Verfolgung.

Der offizielle Kultus des Schang-ti (Höchsten Gottes), diese ehrwürdige Reliquie des hohen Altertums, die sich durch alle politischen Wechselfälle und die religiösen Wirren hindurch erhalten hatte, wurde eingestellt.

Anderseits stellten sich die mongolischen Herrscher freundlich zu der christlichen Religion. Sie ließen die nestorianischen Christen unbehelligt und widersetzten sich nicht den Arbeiten der ersten römisch-katholischen Mission, die unter Johann de Monte Corvino begonnen wurden. Diese Haltung ist wohl dem Verlangen zuzuschreiben, mit den westlichen Mächten auf gutem Fuß zu stehen, von denen die Mongolen kurz vorher aus Deutschland hinausgetrieben worden waren. Die junge Dynastie hatte demungeachtet nur kurzen Bestand. Bei den Wirren, welche ihren Fall und die Gründung der Ming-Dynastie verursachten, verschwanden aber die beiden christlichen Kirchen spurlos. Der Buddhismus dagegen überlebte dieses Ereignis.

Der Gründer der Ming-Dynastie, welche von 1368—1644 die Herrschaft über China ausübte, war in seiner Jugend Diener in einem buddhistischen Kloster gewesen. Auf den Thron erhoben, stellte er den offiziellen Kultus des Schang-ti wieder her, bezeugte aber daneben eine Vorliebe für den Buddhismus. Dasselbe thaten die meisten seiner Nachfolger, doch ohne Gewaltmaßregeln gegen Andersgläubige anzuwenden. Der religiöse Indifferentismus der Sung-Dynastie fuhr fort sich geltend zu machen.

Gegen Ende des Bestehens dieser Dynastie kamen Jesuitenmissionare unter Führung von Ricci nach China und machten sich mit großem Eifer an die Bekehrung der Chinesen zum christlichen Glauben. Anfangs trugen sie die Tracht der Buddhisten-Priester, mit denen sie sich einigermaßen verwandt fühlen mochten. Bald aber merkten sie, daß sie dadurch keineswegs in der Achtung des Volkes stiegen, daß sie dies Ziel weit besser dadurch erreichen würden, wenn sie sich als „Bücherleser", d. h. Konfuzianisten, kleideten; eine scheinbar unbedeutende Thatsache, die aber doch den Unterschied kennzeichnet in der Wertschätzung der beiden Religionen.

Die Dynastie der Ta-tsing bestieg den Thron im Jahr 1644. Sie ist mandschurischen Ursprungs, die Mandschuren aber sind ein Zweig des Tataren-Stammes. Wie diese Stammesverwandten hing das neue Herrscherhaus von Haus aus der Form des Buddhismus an, welche wir mit dem Namen Lamaismus bezeichnen. Man hätte also erwarten können, daß es, wie die Mongolen-Dynastie der Yuen, sich die Ausbreitung dieser Religion würde angelegen sein lassen. Es that nichts dergleichen. Es gebärdete sich im Gegenteil als eifriger Konfuzianist. Manche Herrscher mögen es aus Politik gethan haben, einige aber müssen sich darin durch ihre Ueberzeugung haben leiten lassen. Dies ist hauptsächlich von Kang-hi anzunehmen, dem zweiten Kaiser dieses Hauses. Gegen das Ende seiner langen Regierung veröffentlichte er das bekannte „Heilige Edikt", eine Art S y l l a b u s, bestehend aus sechszehn kurzen Grundsätzen, deren Beobachtung seinem Volke Frieden und Wohlstand sichern sollte. Sie handeln von den Pflichten der Kinder und der jüngern Brüder, der Ehrfurcht vor den Eltern, der Eintracht zwischen Nachbarn, der Wichtigkeit des Ackerbaues und andern ähnlichen Gegenständen. Behufs der Einhaltung dieser Vorschriften durch das Volk sollten jeden ersten und fünfzehnten des Monats öffentliche Vorlesungen — eine Art Predigten — in allen Städten des Reiches stattfinden.

Die siebente dieser Maximen, die einzige, die uns hier interessiert, lautet wie folgt: „Unterdrückt jede heterodoxe Lehre und begünstigt die orthodoxe." Unter den heterodoxen Lehren verstand aber Kang-hi nichts anderes als den Buddhismus und den Taoïsmus. Dies geht klar hervor aus der „Erweiterung" — einer Art von Kommentar — des Heiligen Edikts, welche sein Sohn und Nachfolger in leichter verständlicher Sprache veröffentlichte.

Die „Erweiterung" des siebenten Artikels lautet im wesentlichen wie folgt: „Ihr einfältigen Leute seid entschieden unfähig nachzudenken. Wie könnt ihr euch einbilden, daß Buddha, welcher Eltern, Frau und Kind ihrem Schicksal überließ, sich um das Wohl des gemeinen Volkes bekümmern werde? Was den Edelstein-Kaiser (die oberste taoïstische Gottheit) betrifft, angenommen

daß er existiert, so muß er sich viel zu wohl im Himmel fühlen, als daß er sich in ein Bild, das ihn vorstellen soll, einwohnen wolle."

Nachdem er noch in beißenden Ausdrücken die Gewohnheit gebrandmarkt hat, Frauen und Mädchen zugleich mit den Männern die Götzentempel besuchen zu lassen, sowie andere ähnliche Mißbräuche, fährt der Kommentar also fort: „Ihr behauptet, daß, indem ihr Buddha verehrt, ihr euch seines Schutzes und seiner Vergebung versichert. Heißt es aber nicht: „Die Götter sind weise und gerecht"? Wenn dies auch bei Buddha zutrifft, wie ist es dann möglich, daß er euch seine Hilfe angedeihen läßt als Entgelt für einige Blätter Goldpapier? Unterlaßt ihr dagegen ihm solche Geschenke zu machen, so sollte er euch mit seinen Gerichten heimsuchen? Verhielte es sich wirklich demgemäß, so wäre euer guter Buddha nichts weiter als ein gemeiner Schuft. Setzet den Fall irgend eines Magistraten. Solange ihr euren bürgerlichen Pflichten nachkommt, wird er euch hoch achten, solltet ihr ihm auch nie die leiseste Ehrerbietung erwiesen haben. Uebertretet ihr im Gegenteil das Gesetz, macht ihr euch irgend einer Ungerechtigkeit schuldig, so wird er euch die ganze Strenge des Gesetzes empfinden lassen, solltet ihr auch alle möglichen Schmeicheleien auf ihn häufen.

Ihr behauptet, daß, indem ihr Buddha verehret, ihr eure Sünden büßet. Setzt nun den Fall, daß ihr das Gesetz übertreten hättet und dafür vor Gericht geladen würdet, glaubet ihr, der Richter würde, sofern ihr viele tausend mal „Excellenz, Excellenz" riefet, darum euch freisprechen? Und doch erwartet ihr solchen Erfolg von den Firlefanzereien der buddhistischen und taoïstischen Priester! Es wäre euch auch von keinerlei Nutzen, dieses „Heilige Edikt" zu lesen und wieder zu lesen, wenn ihr seine Vorschriften nicht einhieltet. Seine kaiserliche Majestät würde euch dafür keinerlei Belohnung zuerteilen."

Dies der Hauptinhalt des betreffenden Artikels des „Heiligen Ediktes". Es wäre schwer, eine strengere Verurteilung des Buddhismus und des Taoïsmus auszusprechen. Dazu besteht dieser Erlaß heute noch zu vollem Recht. Er bildet den Text zu den Ermahnungen, welche die Mandarinen jeden Monat zweimal an das Volk richten sollen. Trotzdem aber haben diese Mandarinen, kraft ihres Amtes, zu bestimmten Zeiten denselben buddhistischen und taoïstischen Gottheiten, vor deren Kultus sie hier so eindringlich warnen, öffentlich ihre Verehrung darzubringen! Ja, der Kaiser selbst vollzieht solche in den Tempeln, welche denselben Gottheiten innerhalb des kaiserlichen Palastes aufgerichtet sind! Als er kürzlich von seiner Flucht nach Peking zurückkehrte, hatte er nichts eiligeres zu thun, als dem Gott des Kriegs seinen Dank für den ihm gewährleisteten Schutz auszusprechen. Dieser Gott des Kriegs, Kwan-kung heißt er, ist die taoïstische Gottheit, welche zum Patron der mandschurischen Dynastie gemacht worden ist. Zu gleicher Zeit begab sich die Kaiserin-Mutter nach dem Tempel der Kwanyin, um ihrerseits dieser buddhistischen Göttin der Barmherzigkeit ein Dankopfer darzubringen.

Wie soll nun dieser eklatante Widerspruch ausgeglichen werden? Das Nächstliegende wäre anzunehmen, daß der Konfuzianismus die Religion der Gebildeten, der Taoïsmus und der Buddhismus die des Volkes wären; daß die offizielle Verehrung, die den Götzen der beiden letztern Systeme dargebracht wird, nur eine nötig scheinende Anlehnung an den Volksaberglauben wäre. Daß diese Anschauung bei einzelnen Gebildeten, sogenannten „Aufgeklärten", wirklich vorhanden ist, wird kaum zu bestreiten sein. Kaiser Kang-hi, der Verfasser des Heiligen Ediktes, sein Sohn und Nachfolger, der Kommentator dieses Erlasses und vielleicht noch andere unter seinen Nachfolgern, haben diese wohl geteilt. Daß sie aber eine in der gebildeten Welt Chinas herrschende wäre, wird kaum behauptet werden können. Alle Anzeichen deuten eher auf das Gegenteil.

Es würde zu weit führen, alle die abergläubischen Handlungen buddhistischen und taoïstischen Ursprungs zu erörtern, zu welchen jahraus jahrein, hoch und nieder, arm und reich, Gelehrte und Ungelehrte, ihre Zuflucht nehmen. Es würde sich daraus ohne Zweifel die Ueberzeugung aufdrängen, daß weitaus die größte

Mehrzahl derer, die sich daran beteiligen, oder die sie veranlassen, denselben auch mehr oder weniger Glauben beimessen.

Das ist aber jedenfalls klar: der Buddhismus hat den religiösen Bedürfnissen, denen er Befriedigung geben sollte, nicht entsprochen. Es kann von ihm gesagt werden: „Gezählet, gewogen, zu leicht erfunden". Die Chinesen sind weder Konfuzianisten, noch Taoïsten, noch Buddhisten; sie sind, praktisch, ein Bißchen von allem.

VI.

Gewisse Autoren können es nicht lassen, die Chinesen für Buddhisten auszugeben. Wir haben uns überzeugt, wie falsch diese Behauptung ist. Doch giebt es Buddhisten in China. Unzählige Klöster dieser Religion sind über das weite Land hin zerstreut. Die Zahl ihrer Insassen mag sich auf einige Hunderttausend belaufen.

Außerdem finden sich gewisse buddhistisch-religiöse Anschauungen unter dem Volk verbreitet, als da sind der Glaube an die Seelenwanderung, Enthaltung von tierischer Nahrung als verdienstliches Werk, die Erwartung des Gerichts nach dem Tode durch Yama, den Gott der Unterwelt, die Verehrung der Göttin der Barmherzigkeit. Die Furcht vor den bösen Geistern, ein Erzeugnis des Taoïsmus, die Zuflucht zur Wahrsagerei und Zauberei, welche die Priester letzterer Religion betreiben, nehmen aber in dem bunten Gemisch religiöser Ausübungen eine nicht geringere Stelle ein als die, welche buddhistischen Ursprungs sind. Und was die Götter betrifft, welche das chinesische Pantheon bilden, so sind diejenigen von taoïstischer Herkunft viel zahlreicher als die, welche aus dem Buddhismus stammen; der taoïstische Gott des Kriegs ist ebenso populär als die buddhistische Göttin der Barmherzigkeit.

Im allgemeinen kann gesagt werden, daß der Chinese sich in den Nöten des Lebens an die taoïstischen Priester wendet, und in den Aengsten des Todes an die buddhistischen. Da aber das

Leben von einiger Dauer ist, der Mensch aber nur einmal stirbt, so ist es natürlich, daß man öfter in den Fall kommt, die Dienste der taoïstischen als die der buddhistischen Priester in Anspruch zu nehmen.

Hätte man die Wahl nur zwischen diesen beiden Religionen, so wären die Chinesen eher zu den Anhängern des Lao-tse, als zu den Jüngern des Çakiamuni zu rechnen.

Das religiöse Element, welches jedoch weitaus die größte Macht auf die Geister in China ausübt, ist der vom Konfuzianismus befürwortete Ahnenkultus. Wenn man den Chinesen eine ihre Religion kennzeichnende Benennung beilegen wollte, so müßte man sie Ahnenverehrer heißen. Die Missionare mögen sich über ihre Götzen lustig machen, ihre Priester in den Kot ziehen, es wird sich niemand darüber aufhalten. Wenn sie aber in unvorsichtiger Weise sich über die Anbetung der Ahnen auslassen, so setzen sie sich großen Unannehmlichkeiten aus. Der größte Anstoß, den die Chinesen an der christlichen Religion nehmen, besteht darin, daß sie den Ahnenkultus nicht zuläßt.

Das Uebergewicht des Konfuzianismus über den Buddhismus und den Taoïsmus thut sich noch kund in der Achtung, welche die „vier Bücher und die fünf kanonischen Schriften" genießen. Dieselben können mit Recht die chinesische Bibel genannt werden. Der Kaiser beruft sich auf sie, um seinen Befehlen die nötige Sanktion zu verleihen; das Volk wird sich niemals in bewußter Weise mit ihrem Inhalt in Widerspruch setzen. Dagegen hat man kaum eine Ahnung von dem Vorhandensein der heiligen Schriften des Buddhismus und des Taoïsmus. Die „Bücherleser" kennen dieselben meist nur dem Titel nach. Die Traktate, welche einzelne ihrer Lehren zu verbreiten suchen, genießen nicht mehr Achtung als ihre Priester.

* * *

Etwa zehn Jahre vor Ankunft der buddhistischen Missionare in China überschritten zwei Apostel Christi den Hellespont, um das Evangelium den Völkern Europas zu bringen. Sie waren

nicht durch einen mächtigen Herrscher gerufen worden; sie hatten dagegen in einem Gesicht aus des Macedoniers Mund den Hilferuf vernommen: „Kommt herüber und helfet uns!“ Sie waren nicht mit großen Ehrenbezeugungen an einem kaiserlichen Hof empfangen worden; Schläge und Gefängnis waren im Gegenteil ihr Los. Das Evangelium, dessen Herolde sie waren, hat nichtsdestoweniger die Völker umgestaltet, mit denen es in Berührung kam. Ungeachtet der schweren Mängel, die unserer christlichen Zivilisation anhaften, findet ein langsamer aber stetiger Fortschritt statt zur Erfüllung der Verheißung „eines neuen Himmels und einer neuen Erde, worin Gerechtigkeit wohnet“.

Der Buddhismus mag in China ebenfalls eine segensreiche Wirkung auf die Sitten des Volkes ausgeübt haben. In religiöser Beziehung aber hat er seiner Aufgabe nicht genügt. Er hat nicht vermocht, der unter der Last der Sünde schmachtenden Seele eine feste Gewißheit der Vergebung zu verleihen. Er war unfähig, dem allen Menschen innewohnenden Gerechtigkeitsgefühl zu genügen, welches eine Bestrafung des Bösen und Belohnung des Guten fordert. Das konnte er schon darum nicht, weil ihm die Quelle aller moralischen Verpflichtung fehlt: Gott. Seine Anhänger versuchten zwar, diesem Mangel abzuhelfen, indem sie ihren Meister zum Gott machten. Sie haben aber nur das apostolische Wort bewahrheitet: Sie haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in das Bild eines Buddha und eines Bodhisatwa. Der Buddhismus hat aus den Chinesen die schon vorher Ahnenverehrer waren, noch Götzendiener gemacht.

Der christlichen Kirche kommt nun die Pflicht zu, die Chinesen von der Verehrung der Götzen zu der Anbetung des lebendigen und wahren Gottes zu bekehren, gemäß dem an sie ergangenen Befehl: „Gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker . . .“

Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß das Evangelium nicht erst von gestern her den Chinesen verkündet wird. Schon im siebenten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung haben sie dasselbe aus dem Munde der nestorianischen Missionare vernommen. Dieselben haben Gemeinden gegründet, die sieben Jahrhunderte lang bestanden, bis zum Sturz der Mongolen-Dynastie. Während ihres Bestehens noch wurde eine zweite christliche Mission in China gegründet von seiten der römisch-katholischen Kirche. Auch sie hat nicht ohne Erfolg gearbeitet.

Das Werk dieser zwei ersten christlichen Missionen ging aber zu Grund beim Untergang der Mongolen-Dynastie, ohne irgend eine andere Spur zu hinterlassen, als ein zu Ehren der ersteren errichtetes steinernes Denkmal.

Zwei Jahrhunderte später nahm die katholische Kirche ihr Werk wieder auf und hat seitdem mit großer Beharrlichkeit ihren Glauben in China verbreitet. Begünstigt von den Kaisern gelang es ihr, 1200 Gemeinden mit 800 000 Gliedern zu gründen. Dann trat aber die Zeit der Verfolgung ein, was zur Folge hatte, daß die Zahl der Gläubigen am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts auf 200 000 zusammengeschmolzen war. Hätte die Verfolgung noch ein Jahrhundert länger angedauert, so wäre die christliche Kirche wohl zum zweiten Mal aus China verdrängt worden. Sie hat ihr Heil der politischen Aktion christlicher Mächte zu verdanken. Die Friedensverträge von Tientsin und Peking in den Jahren 1858 und 1860 haben es der katholischen Mission möglich gemacht, sich neu zu konstituieren, und der evangelischen Mission, ihre gegenwärtige Entfaltung zu erreichen. Steht es zu hoffen, daß es den beiden christlichen Kirchen besser als in den verflossenen Jahrhunderten gelingen werde, den Chinesen das zu bringen, was Konfuzianismus, Taoïsmus und Buddhismus ihnen nicht zu bieten vermochten? Die Million von Bekehrten, mit Einschluß der Kinder, scheinen ein Unterpfand davon zu sein, daß auch den Chinesen einst noch Heil widerfahren wird.

Diese junge christliche Kirche hat sich neuerdings im Tiegel einer furchtbaren Verfolgung als lebensfähig bewährt. Sie ist gereinigt und gestärkt aus demselben hervorgegangen. Nach dem Empfang zu schließen, den die Missionare bei ihrer Rückkehr auf ihren Stationen erhielten, scheint es, daß das Morgenrot einer neuen Gnadenzeit für China angebrochen ist.

Gott gebe daß diese Hoffnung sich erfülle, und daß das Evangelium, nicht nur eines Retters nach der Weise eines Buddha, sondern eines Erlösers wie der, welcher um unserer Sünden willen gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferstanden ist, durch die Gaue Chinas immer kräftiger erschalle, und die Millionen Chinesen durch dasselbe zu Jüngern dessen gemacht werden, welchem alle Völker zum Eigentum gegeben worden sind.



Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.